Der Weg einer Neu-Armen

Autor(en): **Waldstetter, Ruth**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **19 (1929)**

Heft 9

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-635928

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche
in Wort und Bild

Nr. 9
XIX. Jahrgang
1929

Bern,
2. März
1929

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Der Pfad des Glücks.

Von Ernst Weber.

Einer sprang in vollem Lauf
Einen steilen Berg hinauf,
Sprang und hielt und keuchte,
Bis er es erreichte,
Daß er auf dem Gipfel stand.
Schattend hielt er da die Hand
Ueber beide Augen.
Was er sah, fern und nah,
Schien ihm nicht zu taugen.
„Ei, wo wäre nun das Glück,
Das ich oben suchte?"
Wie er stand und fluchte,
Riß ein Stimmlein ihn zurück;
Aus der Tiefe griff's empor,
Wo der Bergpfad sich verlor:
„Tor!
Als dein Fuß vorübersprang,
Hört ich deines Glückes Klang.
Beide Hände trugst du voll.
Doch Du rannteſt ja wie toll,
Drum ist dir's entfallen.
Glaub', so geht es allen:
Jeder Gipfel leert die Hand.
Brauchst drob nicht zu klagen.
Such ein neues Hügelland
Dir zu frischem Wagen!
Strebst du aufwärts heißen Blicks,
Tritt dein Fuß den Pfad des Glücks!"

Der Weg einer Neu-Armen.

Erzählung von Ruth Waldstetter. 1

Ich hatte das Leben des heiligen Franz von Assisi aufgeschlagen, um zu erfahren, wie Armut heilsam zu tragen sei, als die Klingel der Wohnungstür schellte und der Hausmeister bei mir eintrat.

Der Hausmeister ist ein untersetzter, starker Mann mit einem schwarzen Schnurrbart und grünen, runden Augen. Er stellte sich breitbeinig an den Tisch und fing an zu reden. „Man hat mir aus dem ersten Stockwerk geschrieben", sagte er mit knarrender Stimme, und seine dicken Finger entfalteten einen Brief. „Hier oben wird vier bis fünf Stunden im Tag Klavier gespielt: Sie geben Unterricht. Drei Stunden Uebung im Tag ist vereinbart. Sie haben die Stundenzahl überschritten. Von Montag an hat das aufzuhören." Er sah an mir vorbei und steckte das Papier auf der Brust ein, dort, wo eine gewölbte Brieftasche den Rockflügel steifte. Er machte eine Pause und streckte das Kinn in die Luft. „Der Bodenzins ist neu berechnet worden", fuhr er dann fort. „Vom ersten Januar ab kostet die Wohnung fünfzehnhundert. Sie haben bis morgen Kündigungsfrist."

„Ich werde Ihnen bis morgen Bescheid geben."

Er machte eine unmutige und verächtliche Bewegung mit seinem Hut gegen den Boden hin. „Das Linoleum könnte blanker sein."

„Es ist Freitag", sagte ich.

Der Hausmeister setzte seinen Hut auf und öffnete die Tür. „Das Linoleum hat jeden Tag gereinigt zu werden", sagte er mit erhöhter Stimme und fuhr mit seinem Zeigefinger wagrecht durch die Luft.

Ich blieb allein und öffnete das Fenster. Das Leben des heiligen Franz war aufgeschlagen, aber meine Gedanken konnten es nicht erreichen. Sie huschten verängstigt und gejagt in meiner nächsten Zukunft umher. Ich rief mich selber zu Hilfe. „Stelle dir vor, daß nicht du es bist. Was hat die fremde Dame in deiner Lage zu tun?"

„Sie muß ausziehen; sie muß Möbel verkaufen, um den Auszug zu bezahlen; sie darf nicht mehr als ein Zimmer mieten. Sie wird das Zimmer mit einer Rollwand einteilen, so daß die Schülerinnen das Bett nicht sehen. Sie wird von morgen ab Stunden auswärts geben und mit dem kranken Herzen Treppen steigen. Sie muß zum Arzt gehen, damit er dem kranken Herzen beisteht."

Alles sagte das gute Ich wie ein wohlerzogener Schüler. Aber das andere, das ungebärdige, schrie: „Ich kann nicht

Wintermotiv bei Grutigen mit Niesenkette.

das Letzte geben, mein Heim! Ich bin verlassen und arm, von Krankheit schwach; ich habe auf meine Kunst verzichtet, ich habe die Sonne der Liebe nicht mehr und verwelke im Schatten. Ich bin von allem entblößt. Ich hatte nur noch mein Versteck, um mich zu verkriechen und still zu sein in meinem Unglück. Ich kann es nicht geben!"

Ich wußte wohl, daß dieses „kann nicht" stets die Stelle bezeichnet, wo das Opfer gebracht werden muß.

Aber meine Schwachheit verweilte noch bei Rückblick und Bedauern.

Die Abendsonne schien eben durch das breite Dachfenster auf den schwarzen Flügel. In der Strahlenbahn leuchtete ein roter Herbstlaubstrauß. An der Wand glänzten die Rahmen der Bilder auf, und in den Oelfarben spielte das Licht auf den pelzverbrämten Samtüberwürfen der Stammesväter. Ueber bunte Kissen, über matte Silbervasen auf glattem Edelholz glitt der Strahl. Seine wirbelnde Staubbahn fiel schräg durch das Zimmer und erfüllte es mit Leben. Der ganze Raum strömte Behagen aus; er stand in seiner unveränderten Ordnung wie das Spiegelbild einer glücklichen Zeit. Warum sollte nicht plötzlich die Tür aufgehen, eine tiefe, leise, milde Stimme erklingen und die warme Welle der Geborgenheit mich umfluten? — Ich spürte sie, diese Welle, sie schlug aus mir selber empor wie ein sinnloser Nachklang der Vergangenheit. Und das unverständige Selbst überließ sich ihr, träumte sich in Erinnerung ein und kehrte weh und irr zur Wirklichkeit zurück.

* * *

Ich sitze auf dem Untersuchungsstuhl beim Hausarzt. Die gewaltige Gestalt des ältlichen Mannes bewegt sich um mich her. Das vorspringende Willenskinn preßt er mir zwischen die Rippen. Dann wirft er mit einer lässigen Bewegung das Achselstück meines Hemdes mir über die entblößte Schulter und ruft unwirsch aus: „Sie sind ein erschöpfter Organismus."

Er winkt mich auf den Sessel neben dem Schreibtisch und fängt an zu sprechen wie ein Vater zu einem störrischen Kind. „Ist es nun nicht möglich, sich einmal anders einzustellen zum Leben? Sie sind nicht geschaffen für einen harten Existenzkampf. Sie brauchen einen Mann, der Ihnen dies Heim erhält."

Er wartet den Eindruck seiner Worte ab. Er wartet lange, und da das Schweigen peinlich wird, frage ich zaghaft: „Im übrigen das gleiche Verhalten wie bisher?"

„Eben nicht! Eben nicht!" bricht er unmutig aus.

„Eine veränderte Lebensweise, das überlegen Sie sich einmal!" Sein Blick bohrt mich an. Mein Herz ist ein verängsteter Vogel, der ein Versteck sucht. Es rief nach Zuflucht, nicht nach Kampf. Widerwillig murmle ich endlich: „Das Vergangene läßt sich nicht auslöschen."

„Ist auch nicht nötig. Aber ist es würdig, einem Unwürdigen nachzutrauern?"

Die letzte Schranke gegen Eindringlinge ist das Schweigen. Der ganze Raum schweigt mit mir. Der Doktor zieht die Augenbrauen hoch, nimmt die Feder und sagt mit überlegener Nachsicht: „Nehmen Sie wieder Strychnin, drei Pillen täglich. — Aber nicht mehr!" herrscht er mich väterlich autoritär an. „Meine übrigen Verordnungen kennen Sie."

Auf der Straße blicke ich noch einmal zum Sprechzimmerfenster hinauf. Mein Weg führt hieher nicht zurück.

Vor meiner Wohnung sehe ich einen grauen Luxuswagen stehen. Andrea.

Wie lang die zwei Treppen sind! Es ist, als würden die Stufen höher von einem Tag zum andern.

„Bist du's?" klingt eine Stimme durchs Stiegenhaus. Vom obersten Absatz erhebt sich eine helle Gestalt im weichen Seidenmantel. „Ich bin schon eine halbe Stunde da. Macht nichts; ich habe gelesen. — Aber du keuchst ja!" Die Stimme klingt schmollend; zwei weißbehandschuhte Hände fassen mich an. „Du mußt dich schonen! Du darfst nicht so wirtschaften mit deiner Gesundheit!"

Im Wohnzimmer legt Andrea drei kostbare Chrysanthemen auf den Tisch. Ein zierlich verschnürtes Paket rollt von ihrem Arm. „Dein Lieblingsgebäck!" Die schöne Freundin lächelt schon wieder. „Und nun, mein liebes Herz, kommst du heute abend mit mir ins Symphoniekonzert. Du mußt dich wieder —". Sie sieht in mein Gesicht, unterbricht sich und sagt zaghaft: „Musik ist doch Trost!"

„Wer braucht Trost?"

„Ich bin ungeschickt!" Sie sucht ihre Enttäuschung zu bemeistern. Ihr Blick legt sich weich und schwer auf mich. „Du läßt mich gar nichts für dich tun!"

Wenn ich's sagte, daß sie das Mittel zu meiner Heilung besitzt, das schlichte, bescheidenste: Bargeld! So wäre

die Lüge zwischen uns getötet. Doch ich rede etwas von meiner Müdigkeit, und Andrea bricht auf. „Aber ich schicke dir etwas —“ o Scham, hat sie meine Gedanken gelesen? Wird sie die Lüge fällen? — „aus der Apotheke.“

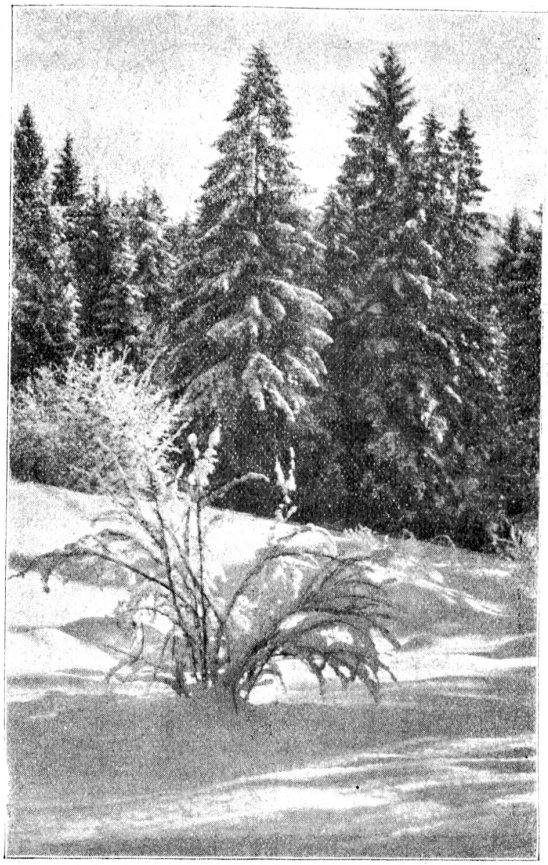
Auf der Straße gleitet ein Wagen davon. Mein Mut ist klein. Ich kaure in die Diwanecke, wie die Müdigkeit mich hingeworfen hat. Ich schaue in das Zimmer, das bald nicht mehr mein sein wird, und auf den Flügel, der seine wohnliche Ecke räumen muß. Er war uns beiden teuer, wir waren beide stolz auf ihn; wir haben unsere besten Stunden mit ihm verbracht. Und doch stand er eines Tages verlassen da. Der Meister war fort, im Sturm, auf der Flucht, ohne Abschied, ein Verfolgter, ein Steuermann, der sein leckes Fahrzeug im Stich läßt und sich auf guten Zufall in die nächste Welle wirft. Auch die Meisterin ließ sich nicht sehen, und als sie wieder kam, beherrschte sie das singende Instrument nicht mehr mit krankheitsschwachen Händen. Fremde, ungeschickte Finger behämmern es jetzt. — Wir können nicht mehr singen, mein treuer, alter Freund! Der Meister hat meine Kraft und meinen Glauben dahin genommen. Er hat dich und mich verleugnet, unsere guten Stunden und unsere gute Kunst. Die Meisterin hat jetzt nichts mehr zu tun, als ihr leckes Hausstandschiffchen auszubessern und für eine beschwerliche Fahrt dürftig brauchbar zu machen. Langsam, mühsam flicke ich die Löcher, mit denen der übelgeratene Steuermann es mir hinterließ. Die fremden Hände, die ungeschickt die Tasten des Flügels bearbeiten, sind meine kleinen Helfer.

Meiner Wohnung gegenüber liegt ein Garten und in diesem Garten eine Villa. Ein Kranker wohnt dort. All' diese Monate habe ich nachts sein Licht gesehen, wenn ich nicht schlafen konnte. Es brannte zu allen Zeiten. Und der Schatten einer Pflegerin huschte herüber und hinüber. Mir war das Licht tröstlich; ich wachte nicht allein in den langen Nächten. Aber es war das Licht eines Verfehmten. Der Mann da drüben hat eine häßliche Krankheit. Seine Frau ist daran gestorben. Die ganze Nachbarschaft spricht von dem Hause und von der Krankheit. Mein Hausherr mit den grünen Augen nennt das Heim drüben eine Lotterwirtschaft. Ich sehe die Gedanken und Reden meiner Nachbarn und Hausleute: aus unsern Mauern recken sich Zungen wie zischende Schlangen und ausgestreckte Zeigefinger wie Dornen nach dem Krankenzimmer.

Die Kinderchen drüben sind fortgeschafft worden. Eine gebückte alte Dame ist eingezogen. Sie trippelt oft auf die Terrasse hinaus, sonnt Kissen, klopft einen Fußpelz, und sieht einen Augenblick wie überrascht zu der Herbstsonne hinauf, die trotz allem scheint.

Heute wartet ein Wagen vor der Gartenpforte. Und aus dem Hause tritt langsam der Kranke. Er trägt einen Pelzmantel und geht mit halblahmen Beinen am Stock. Ein paar Schritte, und er hält an, sieht zur Terrasse hinauf, grüßt mit Hut und Hand; die alte Dame steht droben und winkt herunter. Die Pflegerin geht mit. Sie will dem Kranken einsteigen helfen; aber er bittet sie zuerst Platz zu nehmen. Sie fahren durch den goldenen Oktobertag. — Die alte Frau bückt sich über das Geländer der Terrasse und begleitet den Wagen mit den Augen. — Ich möchte, daß aus meinem Fenster über den Schlangen und Dornen eine Blume zu ihr hin wüchse.

Mein Empireschreibtisch und die Barockkommode sind verkauft. Mir scheint, ich tue den lieben Stücken ein Unrecht

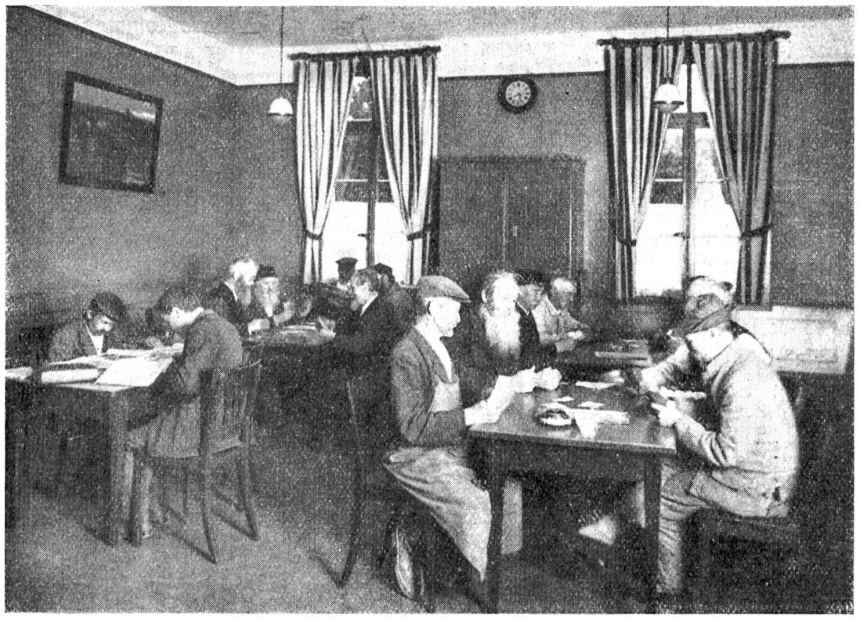


Winterzauber im Walde.

an. Sie waren Sinnbild in ihrer edlen Form, und die Geschicke eines würdigen Geschlechtes verbanden sich jahrhundertelang mit ihnen. Aber dies allein macht den Schmerz nicht so bitter. Sie waren mir Stütze und Halt, diese Stücke, herausgestelltes und gespiegeltes Ich. Dieses Haltes soll ich entbehren. Einziehen soll ich in mein eigenes Wesen allein, in dieses kämpfende, bedrängte.

Der Zwischenhändler teilt mir mit, daß der Käufer mich selber sprechen möchte. Er hat mich einst im Konzert spielen hören. Neugier! Aber so habe ich heute noch das Geld in den Händen, das Geld, das mich ruhig wird schlafen lassen, das mir mit kleinem Tribut die langen Wege zu den Schülerinnen verkürzt, das mir die Winterkohle ins Haus schafft.

Mein Antiquitäteninhaber, Kaufmann Kell, bestellt mich in sein Geschäftshaus auf ein Stockwerk, das halb Wohnung, halb Bureau ist. Im ersten Zimmer tippt ein Maschinenfräulein, umgeben von alten Stühlen, einem Renaissancebuffet und einem bunten Holzheiligen. Ich werde gebeten zu warten, und man schiebt mir einen modernen, allereinfachsten Holzstuhl hin. Das Fräulein tippt weiter. Die alten Möbel stehen unerkannt und einsam im Raume umher; ein Zauberbann belegt sie mit Fremdheit. Nur mein Holzstuhl lebt in seiner angestammten Welt. All den bescheidenen oder aufdringlichen, den hoffenden oder ängstlichen Besuchern, allen denen, die hier Geld erwarten, Geld einfordern, Geld ent-



Anstalt Küblewil. – Aufenthaltsraum für Männer.

richten, Geld verweigern, hat er gedient in seiner unübertrefflichen, kargen Sachlichkeit.

Ein untersetzter Herr, mit kurzen Armen, in einen zu engen, eleganten Anzug gepreßt, öffnet die Türe zum Bureau. Er sagt mir, daß er sich freut, mich zu sehen, daß er mich im Konzert hat spielen hören, wann und was weiß er nicht mehr, aber wohl, daß ich auswendig spielte, alles auswendig. — Er hat sich entschlossen, meinen Schreibtisch und meine Kommode zu kaufen, obgleich er eine Menge derartiger Angebote hat, denn die Zeiten sind schlecht. Nun, er kauft auf Zusehen hin. — Ob es mich freut, seine Sammlung zu sehen? (Fortsetzung folgt.)

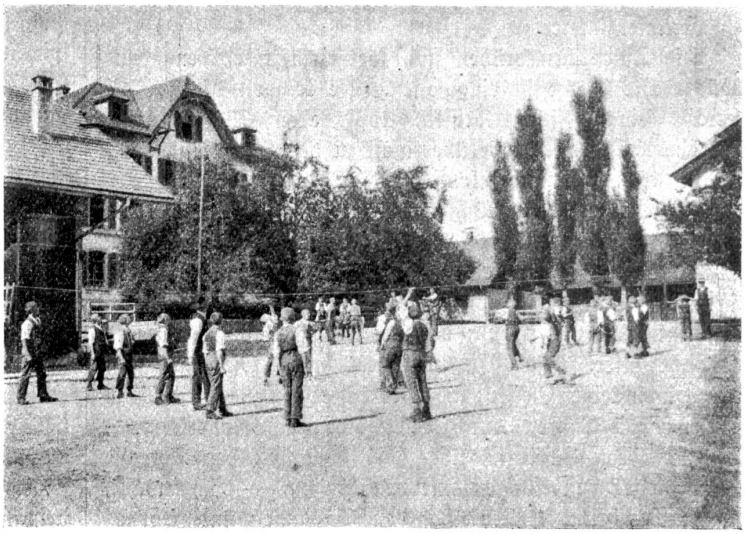
Die Armenfürsorge im Kanton Bern.

Ueber dieses Thema hielt Herr Regierungsrat Dr. Dürrenmatt, kantonaler Armendirektor, am Freitag abend, 25. Januar abhin, im Bürgerhaus einen öffentlichen Vortrag. Ausgehend vom Schenkschen Armengesetz des Jahres 1857, das im Kanton Bern in der Armenpflege das wohnörtliche Prinzip brachte, führte der Referent aus, daß die Armenpflege für unsern Kanton eine andauernde, schwere Belastung bedeutet, eine Belastung, die Jahr für Jahr größer wird und heute im Budget eine Summe von 7,2 Millionen Franken ausmacht. Immerhin ist zu bemerken, daß die Ausgaben für das Armenwesen prozentual sich ungefähr gleich bleiben und nur 12—13 Prozent der sämtlichen Ausgaben des Staates ausmachen.

Zu den Ausgaben des Staates in der Armenfürsorge kommen diejenigen der Gemeinden mit ca. 4 Millionen, inkl. die Armenunterstützungen der burgerlichen Armenpflege in 44 Gemeinden, mit ¾ Millionen Franken, so daß sich die Gesamtausgaben für das Armenwesen im Kanton Bern auf annähernd 12 Millionen Franken per Jahr belaufen. Das Ritschardsche Armengesetz vom Jahre 1897 geht in seiner Auswirkung noch weiter als dasjenige vom Jahre 1857. Der Staat entlastet die Gemeinden durch Beiträge von 40% für Spendarme und 60% für die dauernd Unterstützten. Ueberdies werden schwerbelastete Gemeinden mit Fr. 200,000 unterstützt.

Eine schwere Belastung für das Budget des Armenwesens bildet die auswärtige Armenpflege. Betrug die Zahl der außerhalb des Kantons Bern wohnenden Bernern anno 1900 nur 150,000, so wird heute ein weiteres Hunderttausend überschritten sein. So erfreulich es ist, daß Bern eine so große Zahl auswärts niedergelassene Berner hat — Neuenburg hat ca. 35,000 Außenburger, Zürich deren 30,000 und Genf nur 15,000 —, so dürfen wir nicht vergessen, daß unsere außerhalb des Kantons niedergelassenen Staatsbürger dort oft nur solange geduldet sind, als es ihnen gut geht. Werden sie aber unterstützungsbedürftig, so muß der Heimatkanton helfen. Da ist es Sache der Organe der Armendirektion, festzustellen, auf welchem Wege am rationellsten geholfen werden kann, sei es durch Arbeitsvermittlung, finanzielle Unterstützung oder Heimschaffung. Etwelche Erleichterung in der Fürsorge außerhalb des Kantons verarmter oder sonst hilfsbedürftiger Berner bietet das Konkordat, eine Abmachung zwischen den Kantonen für die in ihrer Existenz gefährdeten oder verarmten auswärtiger Kantonsbürger.

Wenn eingangs auf die großen finanziellen Opfer hingewiesen worden ist, womit Staat und Gemeinden für das Armenwesen Jahr für Jahr ihre Budget belasten müssen, so darf doch konstatiert werden, daß die Verarmung nicht zu, sondern abnimmt. Betrug im Jahre 1900 die Zahl der dauernd Unterstützten im Kanton Bern 18,000, so beträgt ihre Zahl heute nur noch 13,000. Des fernern ist festzustellen, daß in der Armenfürsorge nicht das finanzielle Moment ausschlaggebend ist, sondern vielmehr das persönliche Interesse des zu Unterstützenden, sein Wohlbefinden. Die Unterstützung erstreckt sich heute nicht nur auf die Befriedigung der alltäglichen Bedürfnisse, wie Nahrung, Kleidung, Wohnung. Er hat ein Anrecht auf die gebräuchlichen Heilverfahren, wie Zahnpflege, Röntgenbehandlung, Kuren in Sanatorien usw. Wo es sich darum handelt, sein körperliches oder geistiges Gleichgewicht zu erhalten, oder dasselbe wieder zu erlangen, da ist er gleichberechtigt, wie jeder andere Sterbliche. Wenn im Jahre 1884 das Pflegegeld für einen dauernd Unterstützten nur Fr. 45.— im Durchschnitt per Jahr betrug, so beläuft sich dasselbe heute auf Fr. 345.—, also beinahe auf das Zehnfache.



Bernische Erziehungsanstalt für Knaben in Landorf bei Köniz: Die Zöglinge beim Spiel.